

FESTUNG Breslau

JANUAR - MAI 1945

Einwohnerin unserer schönen Stadt bin ich seit meiner Geburt. Im ersten Teil „Episoden aus der Kindheit und Jugendzeit einer Breslauerin der Vorkriegszeit“, kann man mehr über mich erfahren. Meine Erinnerungen aus den letzten 4 Monaten des Krieges in unserer Stadt werden anderer Art sein, als z.B. die der Frontsoldaten. Das werden Wahrnehmungen - eines jungen Mädchens - aus dieser grauenhaften Zeit sein, vorurteilslose Beschreibungen von Tatsachen und eigenen Erlebnissen. Schon Ende 1944 war es selbstverständlich, daß sich der Krieg seinem Ende nähert, da die sowjetische Armee immer mehr an das Gebiet von Niederschlesien heranrückte. Trotzdem betrog die Regierung des III. Reiches weiterhin die Bevölkerung mit dem Versprechen der „Wunderwaffe“, dank derer der endgültige Sieg errungen werden sollte. Aber die überwiegend größte Anzahl der Bürger sehnte sich nur nach Frieden und wartete mit Verlangen auf das Kriegsende. Breslau erlebte bis Januar 1945 nur einen Bombenangriff am 07.10.1944, welcher nur wenig Schaden anrichtete. Aber das Schlimmste - bis zu dieser Zeit - war das nächtliche Heulen der Alarmsirenen. Das bedeutete einen schnellen Hinuntergang in den

Keller, zuweilen mehrmals im Laufe der Nacht. Erwachsene konnten das leichter ertragen, trotzdem man früh zur Arbeit aufstehen mußte und die Jugend in die Schule ging. Aber kleine Kinder - in größter Eile - herausgerissen aus dem Schlaf, vertrugen das sehr schwer und weinten heftig. Während der Belagerung wurde das warnende Sirenenheulen eingestellt, da der Tod - in jedem Moment und von allen Seiten - lauerte. Anfang Januar 1945 war ich nicht ganz 16 Jahre alt. Am 20. Januar desselben Jahres wurde die unbedingte Evakuierung der Zivilbevölkerung angeordnet. Dadurch begann das Verlassen der Stadt während schwerem Frost und nur mit dem nötigsten Handgepäck. In der Stadt befanden sich - außer der deutschen Militärbesatzung - alte Leute, Invaliden, Frauen und Kinder, also für diese war so eine Flucht gleichbedeutend mit dem Tode. Von einer Möglichkeit, mit dem Roten - Kreuz - Transport mitzukommen, konnte man nur träumen. Dieser war für Familienmitglieder der Parteifunktionäre und anderer wichtiger Persönlichkeiten bestimmt. Genau so schwierig war es, mit dem Zug die Stadt zu verlassen. Auf den Bahnhöfen herrschte ein Chaos und es passierte, daß Kinder beim Stürmen der Züge - zertrampelt wurden. Davon berichteten

Personen welche entsetzt von den Bahnhöfen zurück nach Hause kamen. Alle fürchteten sich vor dem Einmarsch der Russen und das bewirkte auch, daß ganze Flüchtlingsgruppen auf den Landstraßen in Richtung der Sudeten erfroren. Das erfuhren wir erst viel später. In dieser schrecklichen Situation lauerte der Tod überall, sowie in der Stadt wie auch außerhalb der Stadtgrenzen. Meine Familie entschloß sich, in der Festung zu bleiben. Das Kriegsende rückte heran, aber auch das Ende unserer Stadt. Schließlich konnte all dem vorgebeugt - und somit Hunderttausenden von Menschen - auf beiden Seiten der Front das Leben gerettet werden. Eine Entscheidung - die Stadt vor der Belagerung zu übergeben - hätte sie vor der Vernichtung verschont. Aber nach Erklärung mancher Militärkreise, besaß die Festung für die Garnison einen 6-jährigen Vorrat an Lebensmitteln. Damit wurde jedoch die Zivilbevölkerung nicht in Betracht genommen. Die Festungskommandantur warnte alle Einwohner, daß für Verbliebene in der Stadt auf eigenes Risiko - keine Lebensmittelversorgung erfolgt und sie schweren Luft- und Frontkämpfen ausgesetzt sein werden. Trotzdem von den fast 700-Tausend Einwohnern blieben in der Festung Breslau noch 200-Tausend, von welchen nur 80 -Tausend überlebten. Es erwartete sie die Hölle auf Erden. Im Februar schloß die sowjetische Armee den Ring um die Stadt. Die verbliebene Bevölkerung wohnte schon in den Kellern,

schlafend in Kleidung, jeden Moment den Tod erwartend. Dietäglichen Bombenangriffe, schwere Bombardierungen, das Artilleriefeuer und die heulenden „Stalinorgeln“, das alles war ein - nicht zu beschreibendes - Greuel. Der Himmel war ständig rot vom Feuerschein, also die Nächte hell wie am Tage und der quälende Brandgeruch verließ uns nicht mehr während der ganzen Belagerungszeit. Auf den Straßen lagen Unmengen von Leichen und toten Pferden und in den Kellern die sterbenden Säuglinge wegen Milchmangel. Wir suchten in den Kellern Lebensmittel, Kartoffeln, Konserven und Eingewecktes, irgendetwas, was sich zum Essen eignete. Doch dafür konnte man - bei Entdeckung - vor das Kriegsgericht gestellt werden. Die Bevölkerung hatte die Pflicht, Barrikaden zu bauen, und zwar von den Möbeln und Geräten, welche das Militär aus den Fenstern der verlassenen Häuser warf. Außerdem, auf dem heutigen Platz Grunwaldzki, befand sich damals die Abzweigung vieler Straßen, sie nannte sich der „Scheitniger Stern“. Auf Befehl des Festungskommandanten - wurden die Gebäude dieser Straßen, welche vorher überwiegend von reichen Wissenschaftlern und Ärztekreisen bewohnt waren, in die Luft gesprengt. Die entstandene 3 km lange Ruinenfläche mußte die Bevölkerung, unter ständigem Feuerbeschuß sowjetischer Flugzeuge, als Landungsfläche vorbereiten. Nachher startete von dieser ein einziges Flugzeug mit dem Gauleiter Hanke. Während den

Erdarbeiten kamen auf diesem Platz viele Menschen ums Leben oder wurden Krüppel. Wir wohnten auf der Höfchenstraße, als am 08.03. in der Nacht auf unser Mietshaus eine Sprengbombe fiel. Vor dem ruinierten Gebäude konnte man in Richtung Höfchenplatz die sowjetischen Posten sehen. Doch mußte man sich schnell verstecken, um einer Feuersalve von Maschinengewehren zu entkommen. Noch in derselben Nacht verließ eine kleine Gruppe der Bewohner das ausbombardierte Haus und begab sich in den Norden der Stadt, wo es ruhiger sein sollte. Die schwersten Kämpfe spielten sich vorerst im Süden und Westen der Stadt ab. Die Feuerfunken - welche massenhaft herunterflogen - brannten uns Löcher in der Kleidung und in dem Bettzeug aus, welches wir mit Handwagen transportierten. Aber was bedeutete das im Vergleich mit dem Artilleriebeschuß und der Bombardierung, welche unser Herumirren unterbrachen. Wir landeten endlich auf dem Schießwerderplatz in einem Keller mit Bogengewölbe. Im Falle eines Gebäudeeinsturzes garantierte er größere Sicherheit. Und das hat sich auch in gewissem Sinne bestätigt. Die Gefahr kam jedoch nicht von oben, aber von der Straße. Nachts während einer Bombardierung, fiel vor dem Mietshaus eine Brandbombe auf die Straße. Das Feuer schlug in das Parterre über, wo sich ein Militärmagazin mit Kunsthonig und Butterschmalz befand. Eine bessere, leichter brennbare Beute, konnte das Feuer kaum finden. Die Leute im Keller wußten nicht, daß über ihnen

das 5-stöckige Haus in Flammen stand. Das Feuer verbreitete sich schnell auf das nächste Haus und danach auf das übernächste. Früh stellte sich heraus, daß es keinen Ausgang durch die Kellertür gab. alles war mit Trümmern verschüttet. Nach Durchbruch durch die provisorische Ziegelmauer - mit welcher die Keller miteinander verbunden waren - wurde uns klar, daß auch in dem Keller des nächsten Hauses keine Möglichkeit bestand, heraus zu kommen. Erst im dritten Haus konnten wir ans Tageslicht kommen. In der Zwischenzeit begann der Butterschmalz, gemischt mit dem Honig, durch das Bogengewölbe unseres Kellers zu tropfen. Wir sammelten das in die Eimer, denn es war doch eine wertvolle Ergänzung der fehlenden Ernährung. Aber die Hitze wurde unerträglich und wir mußten so schnell wie möglich den Keller verlassen. Nach einigen Wochen betrug dort die Temperatur noch ungefähr 60 o C. An dieser Stelle - am Schießwerderplatz - bestehen heute noch die Lücken der ausgebrannten Gebäude.

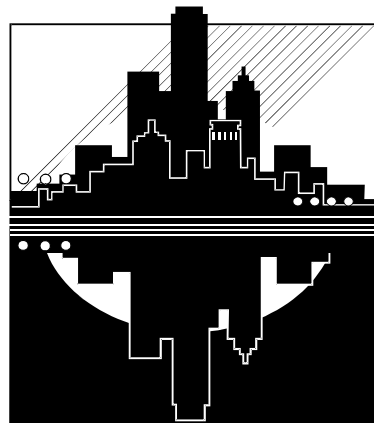


Und wieder mußte ein möglichst fester Keller gesucht werden, welchen wir nicht weit auf der Schützenstraße fanden. Dort waren schon einige Personen, meistens alte Leute, Frauen und Kinder. Von

Jugendlichen war ich allein, darum wurde meine Hilfe eifrig von älteren Unglücksgefährten genützt. Die Hilfe beruhte auf Suchaktionen von Familienmitgliedern in anderen Straßen oder auf „Organisierung“ irgendwelcher Lebensmittel. Solche Aktionen waren äußerst gefährlich, denn eigentlich ging man nicht mehr auf Straßen, sondern auf Trümmerhaufen, welche manchmal bis in den 2. Stock reichten. Dazu war man ständig dem Artilleriefeuer und den Bombardierungen ausgesetzt. Jedoch ein junger Mensch unterschätzt die Gefahr und manchmal entging ich dem Tod um ein Haar. Eines sonnigen Frühlingstages, wollte ich über die Werderbrücke in die Altstadt hinüber gelangen. Ich war auf der Suche nach Familienmitgliedern unserer Nachbarn. Es retteten mich damals die Ufersträucher vor dem sicheren Tod, als ein heran fliegender „Kukuruznik“ das Feuer aus dem Deckkarabin auf mich eröffnete. 1945 war zeitig Frühling und die Sträucher - trotz des rundumher waltenden Todes- waren schon mit schönem , frischem Grün junger Blätter bedeckt. Im März konnte man bereits im Pullover gehen. Ich lag dort unter den Sträuchern erstarrt vor Angst, und regungslos an die Erde gedrückt, bis das Rattern des Flugzeugs nicht mehr zu hören war.



An den Osterfeiertagen am 01. und 02. April erfolgte die ungeheuerlichste Bombardierung unserer Stadt - während der ganzen Kriegszeit. Wie später bekannt gemacht wurde, vollbrachten 750 bis 1500 sowjetische Flugzeuge wellenweise 2 Tage lang das Werk der Stadtvernichtung. Laut Schätzung des deutschen Stabes wurden in den 2 Tagen auf die Stadt mehrere Tausende von Bomben abgeworfen, was endgültig - die in der Agonie rin-gende Stadt - in einen Schutthaufen verwandelte. Es ist nicht bekannt wieviel Zivilpersonen damals ums Leben kamen. Der orkanartige Sturm am zweiten Feiertag, übertrug die Brände von Stadtviertel zu Stadtviertel. Der Brandgeruch drang überall ein und begleitete uns Tag und Nacht bis ans Ende.



Schrägüber von unserem Haus war der „Schießwerder“ - eine gewaltige Schießhalle in welcher das deutsche Militär die Versorgungsbomben deponierte. In unserem Mietshaus befand sich ein Lichtschacht vom Dach bis zum Keller. Sein Boden war die Decke des uns zugewiesenen Kellers. Eines nachts im April fiel in diesen Lichtschacht eine Versorgungsbombe mit Fallschirm aus Rohseide. Die Bombe war mit Munition gefüllt, welche sich zwei Meter von mir entfernt - zerstreute. Der Luftzug war so stark, daß ich an die gegenüberliegende Wand geworfen wurde. Die Haare meiner Mutter wurden plötzlich schneeweiß. Aber das war kein Ergrauen, obwohl ich im ersten Moment so einen Eindruck hatte, aber das war weisser Staub von der zerschmetterten Mauer.. Die Munition mußte vorsichtig weggetragen und das Militär benachrichtigt werden.

Ein anderes Mal, als ich um die Mittagszeit auf den Hof ging, fiel in einer Entfernung von einem Meter zu meinen Füßen , ein faustgroßer Splitter eines Artilleriegeschosses. Er war noch dunkelrot vor Hitze, also nahm ich ihn erst mit, als er schon kalt war. Die Entfernung zu meinem sicheren Tod betrug einen Meter. - Der damalige Bänderplatz diente während der Belagerung als provisorischer Friedhof, auf welchem Verstorbene und Gefallene direkt in die Erde verscharrt wurden. Unter ihnen gab es viele Jungen über dem zehnten Lebensjahr, welche oft an der Seite ihrer Großväter - in den Reihen des Volkssturmes - kämpfen

mußten. Nach dem Kriege sah ich auf diesem Platz die Exhumierung der Leichen und ihren Transport nach dem Oswitzer Friedhof.



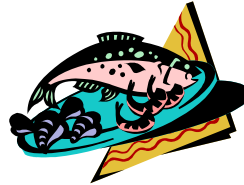
Es war Anfang Mai 1945. Berlin war schon erobert. Hitler und ein Teil seiner Anhänger hatten sich schon freiwillig vom Leben verabschiedet. Aber Breslau kämpfte noch weiter. Fortwährend kamen Menschen sinnlos ums Leben - in dem verzweifelten Todeskampf der sterbenden Stadt. Aber es kam der 06. Mai , der Tag der Erlösung von dem Grauen der letzten Monate und von dem totalen Krieg. Die Kommandantur der sowjetischen Armee informierte durch Lautsprecher von der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Truppen und über die Übergabe der Stadt an die sowjetische Armee - durch den dritten Festungskommandanten Generalleutnant Hermann Niehoff. Die Zivilbevölkerung wurde zum ruhigen Verhalten aufgefordert, sowie wurde - der überlebenden Bevölkerung - Lebensmittelversorgung versprochen. Doch diesem Versprechen begegneten - die schwer heimgesuchten Menschen - mit Mißtrauen und viele verschanzten sich in Häusern und Kellern. Die erste Zeit nach dem Krieg war sehr schwer. Obwohl strenge Strafen für nicht disziplinierte sowjetische Soldaten - welche sich Straftaten gegen die Zivilbevölkerung schuldig machten - festgelegt wurden, kam es zu makaberen Exzeßen. Nachts erschallten die Schreie der vergewaltigten Frauen - welche sich

nicht rechtzeitig an sicheren Stellen versteckten. Die Krankenhäuser füllten sich jetzt nicht mehr mit Verwundeten, aber mit kranken, entehrten Frauen. Auch brachte der Mangel an Trinkwasser, welches wir weiterhin aus ungefähr 200 Meter Entfernung mit Kannen trugen, den Ausbruch von Typhus. An den noch stehenden Häusern erschienen immer mehr gelbe Fahnen, welche von Erkrankungen an Typhus zeugten.



Nach einem Laib Brot mußte man schon um 4 Uhr früh stehen, nicht sicher, ob man ihn bekommt. In der Nähe der Frankfurterstraße befand sich ein beträchtliches Bassin, voll Sauerkraut. Von dort holten es die Leute eimerweise, da es die so nötige Vitamine C enthielt. Später waren es die Schrebergärten, welche uns mit den ersten Nachkriegsfrüchten - wie Erdbeeren, Kirschen, Stachelbeeren, Johannisbeeren und Sauerkirschen versahen. Dorthin mußte man sich – sicherheitshalber - in Gruppen begeben. Das war eine schmackhafte Ergänzung der eintönigen Konservenernährung, welche aus den UNRRA - Spenden stammte. Die deutsche Bevölkerung wurde zu dem Entrümmern eingesetzt. Ich fand damals eine Beschäftigung in dem Kloster des Hlg. Raphaels auf dem Schützenplatz. Die Schwestern führten dort ein deutsches Waisenhaus, wo ich die Kleinen in

Lesen und Schreiben unterrichtete. Dafür bekam ich Mittagessen.



Jeder Arbeitende erhielt eine Arbeitsbescheinigung, damit er nicht zu den Erdarbeiten weggeholt wurde. Die Trümmer, welche die Straßen bedeckten, erschwerten uns das Leben am meisten, denn es war gefährlich, über sie zu klettern. Oft konnte man da noch Leichen antreffen. Mit dem Zustrom der polnischen Umsiedler beschleunigte sich das Tempo der Entrümmern. Ein wichtiges Ereignis war die Inbetriebnahme der ersten Straßenbahnlinie der „Eins“, welche vom Odertorbahnhof in Richtung Tiergartenstraße führte. Von Woche zu Woche veränderte die Stadt ihr Aussehen - in günstiger Hinsicht - und kehrte zum Leben zurück. Meine Erinnerungen stellte ich in großer Kürze vor, aber ich nehme an, daß sie - in gewissem Grade – die Atmosphäre jener Tage widerspiegeln, welche in Breslau das Kriegswirren beendeten.

Autorin:

Urszula Mierzejewska